

Benjamin Cors
Nebelbeute

BENJAMIN CORS

NEBEL BEUTE

Thriller

dtv

Von Benjamin Cors
sind bei dtv außerdem lieferbar:

Strandgut
Küstenstrich
Gezeitenspiel
Leuchtfener
Sturmwand
Schattenland
Flammenmeer
Krähentage
Aschesommer



Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Tumblingerstraße 21, 80337 München
produktsicherheit@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: wilhelm typo grafisch, Zollikon
Umschlagmotive: shutterstock.com/Jozef Klopacka,
andreiu88, Pixels Park

Gesetzt aus der Aldus

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-22172-6

PROLOG

Die Jagd würde enden, bevor sie richtig begonnen hatte.

Sie stolperte mit nackten Füßen durch den Schnee, dünne Zweige peitschten über ihr Gesicht. Bei einer Verwehung kam sie ins Straucheln, schlug der Länge nach hin. Ihr Kleid war durchnässt, es klebte an ihrem Körper wie ein Totentuch. Zitternd vor Kälte und mühsam um ihr Gleichgewicht kämpfend stand sie auf, sah sich um, voller Angst. Sie wusste, dass er da war, irgendwo hinter den Bäumen.

Dies war sein Revier.

Und genau hier hatte er sie haben wollen.

Sie hetzte weiter, den Hang hinauf, ihr Atem ging stoßweise, alles in ihrem Körper schrie vor Schmerz und Verzweiflung. Wieder stolperte sie, hielt sich an einem Baum fest, ihre Finger waren eiskalt, die Haut war aufgerissen.

Für einen Augenblick verschnaufte sie hinter dem Stamm einer Fichte.

Alles um sie herum war weiß. Der Schnee auf dem Boden und oben in den Bäumen, wo er schwer auf den Ästen lag, darüber die Sonne, deren Licht durch die Wipfel brach.

Ein ganz normaler Tag in den Bergen.

Und inmitten all der Schönheit war da dieser rote Fleck, wie ein Tropfen Blut auf einem hellen Laken.

Dieser Tropfen Blut, das war sie.

Sie hatte längst begriffen, warum er gewollt hatte, dass sie das rote Kleid anzog. Nicht, weil es ihm gefiel. Auch nicht, weil er sie darin sehen wollte.

Er wollte, dass sie es hier draußen trug. Unübersehbar in all dem Weiß.

Eine leichte Beute.

Keuchend versuchte sie, einen klaren Gedanken zu fassen, aber was passierte, ging zu schnell und ihre Nerven lagen blank. Vorsichtig schob sie den Kopf hinter dem Baumstamm hervor, wollte sehen, ob sie ihn vielleicht abgehängt hatte.

»Wo bist du?«, flüsterte sie, während sie das abgebrochene Geweih in ihrer Hand umklammerte, die einzige Waffe, die ihr geblieben war.

Die Antwort kam sofort: ein kurzes Zischen in der Luft. Nur wenige Zentimeter über ihr splitterte Holz.

Sie schrie auf, zuckte zurück, kauerte sich auf den Boden am Fuß der Fichte. Ihr Brustkorb hob und senkte sich, sie spürte kleine Äste auf dem Boden, die sich in ihre Fußsohlen und Oberschenkel bohrten.

Sie musste weiter.

Vor ihr wurde der Abstand zwischen den Bäumen wieder etwas kleiner, es gab trockenes Unterholz, sie konnte sich dort verstecken – zumindest für einen kurzen Moment.

»Los jetzt!«, befahl sie sich.

Entschlossen stand sie auf und kämpfte sich weiter aufwärts, mit brennender Lunge und der Gewissheit, dass sie nicht ewig würde fliehen können.

Er war dicht hinter ihr.

Und er hatte seine Beute markiert.

ERSTER TEIL

MILA

1

Die Riesen kamen näher.

Sie türmten sich vor der Windschutzscheibe auf und nahmen bald schon ihr gesamtes Blickfeld ein. Große und mächtige Erhebungen, gesäumt von scheinbar endlosen Wäldern, gezeichnet von tiefen Tälern. Schnee war zu sehen, weit oben, als erstes Anzeichen des nahenden Winters.

Mila Weiss, Leiterin der *Gruppe 4*, einer Sondereinheit zur Ermittlung bei Serienstraftaten, steuerte nach langer Fahrt auf die Ausfahrt zu und verließ die Autobahn. Die Scheinwerfer ihres Wagens schnitten durch das fahle Licht des verblasenden Tages.

Kurze Zeit später bog sie auf eine kleinere Straße ab, die stetig nach oben führte. Sie bemühte sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen, aber ihre Anspannung stieg. Mit jedem Meter, den sie zurücklegte, wurden die Wälder dichter, immer steiler führte die Straße voran, in engen Kurven schlängelte sie sich um einsame Gehöfte.

Es war nicht mehr weit.

Die Feuchtigkeit lag wie ein glitzerndes Tuch auf der Straße. Das Rauschen von Wasser war zu hören, als sie eine Brücke überquerte.

An einer Straßenkreuzung hielt sie an und beugte sich nach vorn. Zum ersten Mal sah sie aus der Nähe, was sich bereits vor einer Stunde am Horizont angekündigt hatte: felsige Berggipfel, bedeckt mit dem ersten Schnee des Jahres. Kälte schien von ihnen herabzuströmen, kleine Eiskristalle bildeten sich

außen auf den Scheiben und selbst im Wagen spürte sie den Hauch von Frost.

»Reiß dich zusammen«, murmelte sie, stellte den Scheibenwischer an und konzentrierte sich auf die Straße.

Ihr Wagen war der einzige weit und breit.

Die Wälder, durch die sie fuhr, waren noch grün, durchsetzt von ockerfarbenen Tupfen. Die prächtigen Kronen von Fichten, Tannen und riesigen Kastanien bewegten sich leicht im Wind. Bald würde die Schneefallgrenze sinken und Mila überlegte, ob sie dann wohl noch hier sein würde.

In der Ferne, tiefer in den Bergen, tauchte schließlich ein kleines Dorf auf.

Dort lag ihr Ziel.

Mila öffnete das Seitenfenster, feuchte Luft drang zu ihr in den Wagen. Sie war klar und roch nach Erde, Feuchtigkeit und Tannennadeln. Sie machte die Musik an. *Ry X. Salt*. Jakobs Musik, er hatte ihr ein paar Empfehlungen gegeben für die Fahrt, nicht alle hatten ihr gefallen.

Sie überlegte, ihn anzurufen. Aber sie wollte noch warten, bis sie angekommen war und sich eingerichtet hatte, dort oben in ihrem Adlernest.

Das erste Plakat begegnete ihr in einer Kehre. Es prangte am Stamm einer Fichte und war aufgrund der neonfarbenen Schrift nicht zu übersehen.

Du fährst durch totes Land.

»Was soll denn das bedeuten?«, murmelte sie, während sie langsam an der Botschaft vorbeifuhr. Nach zweihundert Metern tauchte ein weiteres Plakat auf: *Was du siehst, stirbt.*

»Was sehe ich denn, bitte schön, außer Nebel und Straße?«

Die Antwort auf ihre Frage erhielt sie hundert Meter weiter, dort steckte ein dunkles Kreuz im feuchten Boden neben dem Seitenstreifen. Sie stoppte den Wagen und ließ die Fens-

terscheibe ganz herunter, um die Inschrift entziffern zu können.

Dieser Wald ist dem Tod geweiht.

Oberhalb des Kreuzes entdeckte sie weitere Botschaften entlang der aufsteigenden Straße: Pappschilder, die zwischen den Bäumen hingen, tagsüber für Autofahrer gut zu erkennen, aber jetzt, in der herannahenden Dunkelheit, hätte Mila sie beinahe übersehen.

Stoppt den Raubbau.

Sägewerk schließen!

Abbau = Mord.

»Na prima«, sprach sie zu sich selbst und ihre Stimme verlor sich in der kalten Luft. »Mord und Tod schon auf den ersten Metern.«

Sie schloss das Fenster wieder, ließ die Protestschilder der Naturschützer hinter sich und fragte sich, was diese Gegend wohl noch alles zu bieten hatte. Zugleich war es ihr aber auch egal – solange sie das fand, was sie suchte.

Kurze Zeit später erreichte sie ein Plateau und als sie einen Aussichtspunkt am Straßenrand entdeckte, beschloss sie, dort haltzumachen. Die Reifen des Wagens knirschten auf dem Kies der Parkbucht. Sie öffnete die Tür, trat hinaus in die Kälte und holte rasch ihre Jacke vom Rücksitz. Dann zündete sie sich eine Zigarette an, trat vor zu dem Punkt mit der Aussicht und betrachtete die Welt weit unter sich. Die Wälder, die sich nach Westen erstreckten, die fernen Lichter der Autobahn.

Gierig sog Mila den Rauch ein. Sie war selbst überrascht gewesen von ihrem Verlangen nach Zigaretten. Es hatte sie in dem Augenblick überkommen, als sie heute losgefahren war, von ihrer Wohnung weit im Norden. An einer Raststätte hatte sie sich eine Packung gekauft und die erste Zigarette geraucht, im Nieselregen, eingequetscht zwischen Reisebussen und Lastwagen.

Und jetzt stand sie hier, mitten im Gebirge.

Sie wollte gerade wieder einsteigen, als sie ein Geräusch hörte. Es war schwach, kaum mehr als ein leises Fiepen. Sie beugte sich nach vorn und versuchte, etwas zu erkennen.

Wieder ein Fiepen.

Ein verzweifertes, Hilfe suchendes Geräusch. Es musste ein Tier sein, nicht groß. Sie zögerte kurz, dann stieg sie über die niedrige Absperrung, mit der dieser Ort gesichert war, hielt sich am Stamm eines kleinen Baumes fest und spähte den Hang hinab. Es ging an dieser Stelle nicht sonderlich steil nach unten, ein kleiner Pfad führte durch das Gebüsch. Das Geräusch wiederholte sich, das Tier konnte nicht weit sein.

»Armes Ding«, murmelte sie und tastete sich am Abhang entlang bis zu dem Pfad, den sie vorsichtig hinabrutschte. Vom Tal stieg Nebel auf, die Sicht wurde immer schlechter.

Dennoch entdeckte sie kurz darauf den kleinen Vogel. Er lag unterhalb eines Busches, zitterte und fiepte jämmerlich. Als sie näher kam, sah sie, dass es ein Falke war, nicht sonderlich groß, offenbar ein Jungtier.

»Was ist denn mit dir passiert?«, flüsterte sie, als sie schließlich vor dem Busch stand und einige Zweige zur Seite schob. Die Augen des Vogels waren bereits matt, sein Flügel abgelenkt und eine große, klaffende Wunde war zu sehen. Er würde es sicher nicht schaffen.

Der Falke öffnete ab und zu den Schnabel, dann war das Fiepen wieder zu hören, es klang jetzt wie ein Wimmern.

»Es ist gleich vorbei«, sagte Mila. Sie hoffte, dass es schnell gehen würde, aber sie sah, wie der Falke litt. Zitternd wand er immer wieder den Kopf, hackte mit dem Schnabel in den Boden.

Egal wie lang es dauern würde – es war zu lang.

Sie holte tief Luft, dann nahm sie den Vogel vorsichtig auf die Hand. Der Falke zuckte zurück, sein Kopf war so klein.

»Es ist gut.«

Mit einer schnellen Bewegung riss sie den Kopf des Vogels nach links. Behutsam legte sie das leblose Tier auf dem Boden ab und schob den Körper mit einem Stock tiefer unter den Busch.

»Mach's gut, ich muss wieder da hoch. Aber du bist ...«

Doch gerade als sie aufstehen wollte, glitt sie mit einem Fuß auf dem steinigen Untergrund ab. Sie schrie überrascht auf, wollte sich an dem Busch festhalten, aber ihre Hände griffen ins Leere. Sie rutschte den immer steiler abfallenden Pfad hinab.

»Verdammt!«

Milas Knie prallte auf einen Stein, sie fand keinen Halt, der Boden war jetzt voller Geröll. Und als sie sich hektisch umsah, auf der Suche nach einem Ast oder einem Stamm, da überkam sie ganz plötzlich Panik. Denn der Abhang, der von oben so harmlos ausgesehen hatte, fiel hier – kaum fünfzehn Meter vor ihr – jäh ab in die Tiefe.

Plötzlich rutschte sie immer schneller, verzweifelt ruderte sie mit den Armen, alles glitt an ihr vorbei, die Steine, die Kälte.

Die Welt um sie herum schien zu kippen.

»Nein!«

Sie würde nicht hier abstürzen, es wäre so sinnlos, kurz vor dem Ziel. Mit aller Macht warf sich Mila nach links, ihre Hände bekamen einen Busch zu fassen, dornige Zweige bohrten sich in ihre Handflächen.

Aber sie konnte sich daran festhalten, schwer atmend.

»Fuck!«

Sie zog sich ein Stückchen hoch, betete, dass der Busch sie hielt, schob sich Zentimeter um Zentimeter nach oben. Sie keuchte jetzt, spürte den Schmerz in den Händen. Ihre Füße fanden Halt, sie robbte nach oben, bis sie den Stamm eines kleineren Baumes ertastete, an den sie sich klammerte.

»Okay«, sagte sie zitternd zu sich selbst. »Es ist okay.«

Und als sie hinunterblickte, in das Tal und auf die dunklen Wälder, auf die jetzt ein feiner Regen fiel, fing sie an zu weinen.

2

Mila zitterte immer noch, als sie die Parkbucht erreichte. Das Tageslicht hatte sich endgültig verabschiedet, die Straße vor ihr verlор sich in einem dichten Schleier aus Regen und Nebelfetzen.

»Au, verdammt«, fluchte sie, als sie beim Überklettern der Absperrung an einer scharfen Kante hängen blieb. Sie spürte einen kurzen Schmerz an der Hüfte, ihre Jacke bekam einen Riss. Das weiße Innenfutter quoll aus dem Stoff.

Für einen Moment stand sie da, atmete schwer und fuhr sich über ihr verdrecktes Gesicht. Schließlich gelang ihr ein gequältes Lächeln, als sie den Wagen öffnete und an die vergangenen Minuten dachte.

»Das hättest du wohl gerne, Toblach«, murmelte sie, während sie sich aus der Jacke schälte und sie auf die Rückbank warf. »Dass ich es fast bis zu dir schaffe und kurz vor dem Ziel vom Berg stürze. Aber das kannst du vergessen, hörst du? Ich komme. Und ich finde dich.«

Ihr war aufgefallen, dass sie wieder öfter mit sich selbst redete. Eine Angewohnheit, die sie während der Arbeit mit der *Gruppe 4* abgelegt hatte. Jetzt, wo sie wieder allein ermittelte und viel Zeit zum Nachdenken hatte, war ihre Stimme wieder da.

»Weiter geht's, wir sind gleich da.«

Als Mila sich auf dem Fahrersitz niederließ, betete sie im Stillen, dass es in der angemieteten Hütte eine Badewanne gab. Zu gerne hätte sie ihrem lädierten Körper etwas Gutes getan.

Sie wollte gerade den Motor starten, als ein Lichtreflex über ihren Innenspiegel huschte. Kurz waren in der Ferne die Scheinwerfer eines Wagens zu sehen, bevor sie in einer Kehre im Wald verschwanden. Wenig später waren die Lichter wieder da, blendeten sie, als der Wagen sich von hinten näherte und langsam an ihr vorbeifuhr.

»Oh, bitte nicht.«

Sie starrte auf die rot aufleuchtenden Bremslichter, als der Fahrer auf der Straße anhielt und kurz darauf den Rückwärtsgang einlegte.

Es war ein Polizeiauto, das jetzt in die Parkbucht einscherte und direkt vor ihr zum Stehen kam. Ob Jakob so weit gehen würde, die Kollegen hier in der Region anzurufen, damit sie sie von ihrem Vorhaben abhielten?

Der Gedanke war absurd, aber genauso absurd war es, dass sie eben fast einen Abhang hinuntergerutscht war und jetzt ein Polizeibeamter aus seinem Wagen stieg.

Sie knipste die Innenbeleuchtung an und fuhr das Fenster hinunter. Der Beamte, sie schätzte ihn auf Ende zwanzig, trug eine blaue Dienstjacke. Seine rechte Hand lag auf seiner Waffe am Gürtel. In der anderen hielt er eine Taschenlampe, mit der er jetzt auf ihre Windschutzscheibe leuchtete, während er näher kam. Geblendet hob sie die Hand vor die Augen.

»Ganz ruhig, Kleiner«, murmelte sie. Und gleichzeitig verstand sie, dass der junge Beamte vermutlich nur vorsichtig sein wollte.

»Grüß Gott«, sagte er mit ruhiger Stimme und leuchtete an ihr vorbei in den Wagen.

»Guten Abend«, sagte Mila, die beide Hände auf das Lenkrad gelegt hatte, und lächelte den Beamten freundlich an.

»Das mit der schönen Aussicht hatte ich mir anders vorgestellt.«

»Allerdings. Heute hängt eine richtige Suppe in den Tälern. Haben Sie sich verletzt?«

Der Mann hatte offenbar Milas Abschürfungen an der linken Wange gesehen, außerdem blutete sie leicht am Handgelenk.

»Nicht schlimm. Ich bin ausgerutscht. Ich war ... ach, ich war einfach dumm. Ich wollte hinter der Absperrung ... na ja, jedenfalls: Mir geht's gut. Ich wollte gerade weiterfahren.«

Er zögerte kurz, fragte aber nicht weiter nach.

»Sie kommen aus Deutschland?«

»Richtig.«

»Ganz schön weit. Und dann nicht mal eine gute Aussicht. Darf ich fragen, was Sie hier oben vorhaben? Es gibt nicht viele Touristen in dieser Gegend, die meisten fahren noch ein Stückchen weiter.«

Vermutlich wäre das jetzt der richtige Zeitpunkt, um dem Kollegen den wahren Grund ihrer Reise zu nennen. Aber Mila hatte sich vorgenommen, allein zu agieren, sie wollte keine Einmischung von außen riskieren.

Johannes Toblach war ihre Beute. Ihre allein.

»Ich hab eine Hütte gemietet, für ein paar Tage. Ich will nur ein bisschen Ruhe, wandern gehen, die Berge genießen. Dass es hier nicht viele Touristen gibt, kommt mir gerade recht.«

Der Polizist schien sich damit zufriedenzugeben, ein letztes Mal leuchtete er in ihren Wagen. Mila war froh, dass sie ihre Dienstwaffe unter den Beifahrersitz geklebt hatte, wo niemand sie sehen konnte. Im Kofferraum allerdings waren einige Dinge, die mit einem ruhigen Aufenthalt in den Bergen nicht so sehr in Einklang zu bringen waren: ein Fernglas, Munition für ihre Dienstwaffe, außerdem ein kleinen dunkler Kasten, der versteckt zwischen Schals, Handschuhen und den Wanderschuhen lag. Darin befanden sich sechs kleine Pfeile in Schaumstoffinlays, dazu eine Handvoll Ampullen.

Es war eine Großwildjagd, auf die sie sich eingelassen hatte.

»Ich nehme an, Sie wollen zu Maria«, sagte der Beamte.

Offenbar war seine Neugierde fürs Erste gestillt.

»Ja, kennen Sie sie? Sie hat mir gesagt, ich würde sie im Gasthaus antreffen.

»Maria ist meine Tante. Ihr gehört das *Talblick*, die einzige Gaststätte im Dorf. Fahren Sie mir einfach hinterher, der Nebel wird gleich noch dichter.«

»Danke.«

Er wollte sich gerade abwenden, als er sich noch mal zu ihr umdrehte. Er lächelte jetzt: »Ich bin übrigens Lukas. Lukas Brandner. Wir werden uns bestimmt noch öfter sehen, im Dorf kommt man nicht aneinander vorbei.«

»Freut mich, Lukas. Ich bin Mila. Mila Weiss.«

Sie wartete, bis er in seinen Wagen gestiegen war und den Motor angelassen hatte. Kurz darauf rollte sie aus der Parkbucht.

»Das ist ja ein super Start«, sagte sie zu sich selbst. Der erste Tag ihrer Jagd war noch nicht zu Ende und doch schienen alle Umstände sagen zu wollen, dass sie hier nichts zu suchen hatte. Aber sie würde sich nicht aufhalten lassen, das hatte sie sich geschworen, nachdem sie am Ende eines heißen und ereignisreichen Sommers endlich den entscheidenden Hinweis erhalten hatte.

Es waren einige Wochen vergangen, seit sie zuletzt in seiner Gefängniszelle gesessen hatte, auf einem harten Schemel und im diffusen Licht, das durch ein kleines Fenster fiel. Und vor ihr, auf seiner Pritsche liegend und sie breit angrinsend: Robert Walch. Ein Koloss von einem Mann. Verurteilt wegen zweifachen Totschlags und diverser anderer Straftaten im Zusammenhang mit kriminellen Vereinigungen. Seine fleischigen Arme, der wulstige Nacken und Teile des Gesichts waren übersät mit Tätowierungen. Seine Hände hatten die Größe von Tellern.

Er konnte sie zerquetschen, im Bruchteil einer Sekunde, wie eine unliebsame Fliege an der Wand. Und doch kam sie regelmäßig zu ihm, allein. Immer setzte sie sich auf diesen Schemel, immer lag er auf seiner Pritsche, manchmal mit geschlossenen Augen, manchmal blickte er sie an, fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen.

Das Schlimmste aber war seine Stimme. Eine hohe und zerbrechliche Fistelstimme, die so gar nicht zu seinem Äußeren zu passen schien. Dazu ein Dialekt, der aus dem tiefsten Innern von Wien kam.

Selbst jetzt, in ihrem Wagen und auf dem Weg ins Dorf, war es diese Stimme, die bei Mila mehr Gänsehaut verursachte als der Beinaheabsturz vor wenigen Minuten.

»Spielen Sie, Frau Weiss. Lassen Sie sich nicht stören von mir.«

Also hatte sie gespielt, immer und immer wieder. Über Monate war sie zu ihm in die Zelle gekommen, parallel zu ihrer Arbeit in der *Gruppe 4*. Niemand wusste davon, außer die Leitung der Strafvollzugsanstalt. Selbst Jakob und dem Team hatte sie es erst zum Schluss gebeichtet.

Alles.

Mila war vor ihrer Zeit als Ermittlerin Mitglied eines international auftretenden Orchesters gewesen, eine begnadete und virtuose Cellistin. Bis irgendwann die Liebe zu ihrem Instrument erloschen war. Nicht plötzlich, von heute auf morgen, sondern Stück für Stück, Tag für Tag, Probe für Probe. Der Druck, die Suche nach Perfektion, sie hatte gespürt, dass sie dem nicht gewachsen war. Und irgendwann hatte sie nicht mehr dagegen angekämpft, sondern das Cello eingepackt und nicht mehr hervorgeholt.

Sie wurde Polizistin. Eine verdammt gute.

»Spielen Sie weiter. Das ist noch nicht Ihr bestes Niveau.«

Robert Walch war ein großer Fan klassischer Musik. Also

spielte sie, übte, versuchte immer besser zu werden, verzweifelte dabei, weil er sie hinhielt, sie im Ungewissen darüber ließ, ob er sich überhaupt an die Absprache halten würde, selbst wenn sie seinen Ansprüchen irgendwann genügen konnte.

»Ich werde Ihnen schon sagen, wo der Toblach sich aufhält, Frau Weiss. Ich sag Ihnen, wie Sie ihn kriegen – den Mann, den Sie mehr suchen als alles andere. Aber dafür müssen Sie spielen. Und zwar perfekt. Also bitte!«

Und dann, vor einigen Wochen, war er gekommen: ihr letzter Besuch. Mila hatte Robert Walch gesagt, dass dies der Schlusspunkt sei, dass sie nicht länger seine private Cellistin sein wolle. Sie hatte sich auf den Schemel gesetzt und Bachs Cello Suite Nr. 1 gespielt, wie so oft.

Und als sie fertig war, als der letzte Ton verklungen war in der Gefängniszelle, da hatte er die Augen geöffnet und gelächelt.

»Perfekt.«

»Dann sagen Sie mir, wo ich Toblach finde.«

Und er hatte sein Versprechen gehalten. Darum war sie jetzt hier, in den Bergen, unterwegs in das Dorf, in dem Johannes Toblach sich aufhalten sollte. Fernab aller Öffentlichkeit, in den Wäldern, wie ein Geist.

»Er ist ein Gespenst. Das können Sie mir schon glauben.«

Der Mann, der zwei Mädchen entführt hatte: Mathilda und Romy. Mädchen, von denen seitdem jede Spur fehlte. Sie würde sie finden, sie hatte es den beiden versprochen.

Und deshalb ging sie jetzt auf die Jagd.

3

Nicht alle Geister waren unsichtbar.

Sie konnten inmitten eines Dorfes stehen, im Schatten einer Häuserwand, nur wenige Schritte vom Licht entfernt. Sie konnten entdeckt werden bei ihren nächtlichen Ausflügen, gesehen oder gar angesprochen.

Aber das passierte nie, weil diese Geister verschwinden konnten, im Bruchteil einer Sekunde. Vielleicht gab es eine Ahnung, den Hauch einer Vorstellung, wer oder was sie waren. Aber sobald man länger über sie nachdachte, legte sich schon ein dichter Nebel über ihre Existenz, als hätte es sie nie gegeben.

So ein Geist war Johannes Toblach, der jetzt unweit der beleuchteten Fassade des *Talblick* hinter einer Hausecke stand. Er trug eine dunkle Jacke, sie lag eng an seinem Oberkörper an und hielt ihn warm, wenn er draußen war. Und das war er meistens. Alles an ihm war schwarz: die Schuhe, die Hose, seine Handschuhe und auch die Kapuze, die er weit in die Stirn gezogen hatte. In der Hosentasche spürte er den Griff seines Klappmessers, oberhalb seines linken Fußknöchels zudem das kalte Metall einer Waffe, die er immer dort festgebunden hatte. Er roch die klare Luft, sie war feucht, er konnte sie fast schmecken.

Sein Atem war ruhig, aber er spürte, dass er angespannt war.

Und freudig erregt.

Er sah die Lichter zweier Fahrzeuge auf den Platz einbiegen.

Das erste war ein Polizeiwagen, er blieb kurz stehen, der Fahrer deutete aus dem geöffneten Fenster auf das Gasthaus. Dann lenkte er den Wagen zurück auf die Hauptstraße und wurde kurz darauf vom Nebel verschluckt.

Das zweite Auto war ein dunkler Kombi mit deutschem Kennzeichen.

Toblach zog sich etwas weiter zurück in den Schatten einer Hauswand. Der Wagen parkte direkt vor dem *Talblick*, einem Haus mit Schieferziegeln, durch dessen Fenster warmes Licht nach draußen fiel.

Die Innenbeleuchtung wurde angeknipst. Das Gesicht einer Frau zeichnete sich in der Dunkelheit ab: kurze braune Haare, blass und um den Hals einen grauen Schal.

Er erkannte sie sofort. Gänsehaut überzog seine Arme, sein Puls beschleunigte sich.

»Mila. Du bist es wirklich.«

So lange schon hatte er an sie gedacht. An jenen Moment, als sie sich das letzte Mal gesehen hatten. An dem Becken unter der Stadt, als die Mädchen erst bei ihr und dann wieder in seiner Gewalt gewesen waren.

»Hast du von mir geträumt, Mila?«, flüsterte er leise. »Ich habe auf dich gewartet. Und jetzt bist du da. Wir werden viel Spaß haben, wir beide.«

Es war, als hätte der Wald sie ausgespien, damit sie zu ihm fand. Hier an diesem Ort, dessen schwarzes Herz sie nicht mal ansatzweise erahnen konnte.

Noch nicht. Aber bald.

Das Licht im Wagen ging wieder aus. Der Kopf der Frau bewegte sich, offenbar verschaffte sie sich einen Eindruck von der Umgebung. Kurz überlegte er, ob sie ihn sehen konnte. Aber er fühlte sich sicher dort, wo er stand.

»Aber ich sehe dich.«

Als sie etwas auf dem Beifahrersitz zu suchen schien, drehte

er sich um, griff in die Tasche seiner Jacke und tippte eine Nachricht in sein Handy.

Sie ist da.

Toblach wartete kurz, die Botschaft verschwand in der kalten Luft über dem Tal, sie flog davon, weit in Richtung Norden.

Er nahm wahr, dass Mila nun ebenfalls telefonierte. Anschließend würde sie vermutlich in den Gasthof gehen, sich etwas zu Essen bestellen. Die Männer würden ihr Kartenspiel unterbrechen und sie anstarren, wortlos, so wie sie es immer bei Fremden taten.

Die Antwort auf seine Botschaft erschien auf dem Display in seiner Hand.

Viel Vergnügen.

Lächelnd steckte er das Handy ein, zog den Reißverschluss seiner Jacke zu, drehte sich um und ging mit ruhigen Schritten davon.

Er hatte Zeit. Die Jagd hatte gerade erst begonnen.

Aber vielleicht würde er seine Beute heute Nacht ein erstes Mal besuchen.

4

Mila knipste das Licht im Wagen wieder aus. Sie hatte genug gesehen beim Blick in den Rückspiegel: ihre Müdigkeit, die rot umränderten Augen, den Ausdruck schwindenden Muts.

Vor ihr lag verlassen der Platz. Die Wände der umliegenden Häuser erschienen ihr feucht und windschief, zwei enge Gassen schlängelten sich hinein in die Dunkelheit. Sie freute sich auf ein Bier und etwas zu essen, sie war ausgehungert. Eine kleine Brücke führte über einen Bach, der offenbar durch den ganzen Ort floss.

Plötzlich hatte sie das dringende Bedürfnis, jemand Vertrautes zu sehen. Sie griff nach ihrem Handy, es dauerte ein bisschen, bis die Verbindung des Videocalls aufgebaut war.

Das Erste, was sie sah, war Schweiß auf nackter Haut. Etwas, das ein Arm sein konnte, lag vor dem Display, das Stöhnen einer Frau im Hintergrund, dazu Musik. Irgendein pumpender Beat.

»Oh nein«, murmelte sie. Lucy hatte sich erst vor Kurzem wieder mit ihrem Freund zusammengerauft, nachdem sie ihn vor ein paar Wochen verlassen hatte. »Er ist viel zu gut für mich«, lautete ihre Begründung für die Trennung. Die Wahrheit war, ihr war langweilig geworden. Sie hatte Angst vor der Routine einer Beziehung und stürzte sich für einige Wochen ins Nachtleben der Stadt. Allerdings nicht in fremde Betten, wie sie immer wieder beteuerte – im Gegensatz zu ihm. Als Lucy mitbekam, dass er etwas mit einer Arbeitskollegin angefangen hatte, war sie mitten in der Nacht bei ihm aufgekreuzt

und hatte gesagt, der ganze Kindergarten sei nun vorbei und sie gefälligst die Frau seines Lebens.

Und jetzt waren sie offenbar gerade dabei, diese enge Verbindung körperlich zum Ausdruck zu bringen. Mila hörte ein Rascheln und auf dem Display wurde es heller, als der Unterarm aus dem Bild verschwand und Lucy ächzend zum Vorschein kam.

Sie trug ein lila Top, die Haare klebten ihr im Gesicht und sie saß auf einem Spinning-Fahrrad

»Mila? Warte, warum funktioniert das mit dem Ton nicht ... warte, hörst du mich?«

Mila lächelte, sie spürte, wie gut ihr allein das Bild der jungen Kollegin tat. Lucy führte ein schönes Leben, sie ging zum Sport, schwitzte in einem Spinning-Kurs und um sie herum waren Menschen.

Sie saß nicht allein in einem Auto in einem dunklen Bergdorf.

»Soll ich später anrufen, Lucy?«, fragte sie.

»Auf keinen Fall, hörst du? Ich kann sowieso nicht mehr, das ist der falsche Kurs, irgendwas mit Power, ich bin zu alt für so einen Quatsch.«

»Du bist gerade mal dreißig, Lucy.«

»Sag ich doch: zu alt. Kann ich hier mal durch, bitte?«

Mila sah schweißnasse Gesichter, Körper über Fahrradlenker gebeugt, im Hintergrund das Video eines schmalen virtuellen Bergpfades, den die Teilnehmer des Kurses offenbar hochfahren mussten. Dann hatte Lucy den Raum verlassen.

»Was gibt's, liebe Kollegin, ist dir schon langweilig? Warte, ich such mir eine ruhige Ecke.«

»Es ist ... es ist gar nichts. Es ist hier nur verdammt düster und ich weiß nicht so genau, ob das wirklich eine gute Idee war. Ach, vergiss es, du hast Besseres zu tun. Ich bin hungrig und müde, mehr ist es nicht.«

»Hungrig und müde ist nicht *nichts*, meine liebe Mila. Glaub mir, wenn ich nicht rechtzeitig was zu essen kriege, dann wird es schwierig. So, ich bin jetzt in der Umkleide. Du kannst losschießen.«

Lucy saß vor einer Reihe von Schließfächern, nahm einen kräftigen Zug aus der Wasserflasche und beugte sich über den Bildschirm ihres Handys. Ihre Augen funkelten vor Neugierde.

»Du hast jemanden kennengelernt, stimmt's? Und jetzt soll ich ihn für dich überprüfen, ob er Vorstrafen hat oder bei der Fremdenlegion war, so was in der Art? Schieß los, wie heißt er? Sieht er gut aus?«

Für einen Moment gab Mila sich der Illusion hin, dass sie nur mit einer Freundin plauderte, über Männer oder Urlaubspläne.

Aber so war es nicht. Sie gehörten zur *Gruppe 4*, sie jagten Serienmörder. Mit großem Erfolg, aber auch mit hässlichen Narben, die alle im Team davontrugen. Jedes Mal. Weil das Böse einen nie unversehrt entließ.

»Ich bin gerade angekommen, Lucy. Außer einem sehr korrekten Polizisten habe ich niemanden kennengelernt. Und da war ein junger Falke, aber das ist eine andere Geschichte. Bist du ins System gekommen.«

Die kleine IT-Spezialistin des Teams straffte den Körper.

»Selbstverständlich, was denkst denn du? Deren Sicherheitsvorkehrungen sind ein Witz. Da kommt jedes Kindergartenkind rein.«

In diesem Moment öffnete sich die Tür des Gasthofs, warmes Licht ergoss sich über die vier Stufen der steinernen Eingangstreppe. Ein Mann trat hinaus, er trug einen grobmaschigen dunklen Wollpullover und schwere Stiefel. Die Flamme seines Feuerzeugs erhellte ein markantes Gesicht, während er sich eine Zigarette anzündete. Er war attraktiv, hatte dunkle

Locken. Als er den Kopf hob und Mila in ihrem Auto wahrnahm, stutzte er. Sein freundlicher Gesichtsausdruck zeugte eher von Neugierde als von Misstrauen. Sie schätzte ihn auf Mitte dreißig.

»Es ist nicht alles dunkel hier oben«, murmelte sie und konzentrierte sich wieder auf ihr Handy.

»Wir bleiben dabei, Lucy. Du sollst nur herausfinden, ob es in der Datenbank der Polizei etwas über Toblach gibt. Sonst nichts. Du gehst nur ab und zu kurz rein, du hinterlässt keine Spuren. Und vor allem: kein Wort zu Jakob, der macht uns beide einen Kopf kürzer.«

»Dann wären wir in meinem Fall ja schon fast auf Bodenhöhe«, erwiderte Lucy schmunzelnd. »Aber keine Sorge, ich lese ein bisschen quer und wenn ich etwas finde, sage ich dir Bescheid. Was machst du heute noch Schönes, in deinem Bergdorf?«

Mila sah zu dem Mann auf der Treppe. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und blies Zigarettenrauch in die Luft. Mila folgte seinem Blick.

»Wow.«

»Was ist los?«

»Du solltest hier sein, Lucy. Da sind Millionen von Sternen. Der ganze Himmel ist voll davon, es sieht aus wie ... es ist wunderschön.«

Wie ein funkelndes Zeltdach spannte sich das Firmament über das Dorf.

Sie hörte, wie die schwere Eingangstür ins Schloss fiel. Der Mann war im Innern des Gasthauses verschwunden.

»Lucy, mir fällt noch etwas ein, das du für mich recherchieren könntest.«

»Klar, leg los.«

»Im Wald entlang der Straße hingen zahlreiche Protestplakate. Gegen die Abholzung oder so was in der Art. Ich wüsste

gerne, um was es da konkret geht. Ich frage auch morgen mal im Dorf, aber ich will mich nicht auffällig verhalten.«

»Mach ich.«

»Danke, Lucy. Ich geh jetzt was essen und dann in meine Hütte. Ich bin hundemüde. Wie geht es euch denn so?«

Lucy zuckte mit den Schultern.

»Nichts Besonderes. Ludger hat ein paar Tage frei und ist in Malmö bei seiner Astrid. Der Finne, Lasse und ich unterstützen die Mordkommission bei einer Ermittlung.«

»Gut, dann lass ich dich mal und ...«

»Jakob vermisst dich.«

Mila war gerade dabei, die Verbindung zu beenden, hielt aber inne.

»Also, er hat es nicht direkt gesagt, aber ich bin ja auch nicht blind. Ich würde sagen: Du fehlst ihm.«

»Du spinnst. Er hat genug zu tun, hat er mir gesagt, Sattmann spannt ihn ganz schön ein, seitdem er die *Gruppe 4* allein leitet.«

»Kann schon sein«, erwiderte Lucy mit einem spitzbübischen Lächeln. »Ich werde auch das beobachten und dir berichten. Mach's gut, Mila. Und pass auf dich auf, ja? Das klingt nicht nach einem guten Ort, an dem du da bist.«

Lucys letzte Worte hallten im Wagen nach. Mit einem letzten Blick auf den Sternenhimmel schnappte Mila sich ihre Jacke, öffnete die Fahrertür und trat hinaus in die Kälte. Sie schloss den Wagen ab, nahm die vier Treppenstufen und wollte gerade die Tür zum *Talblick* öffnen, als diese von innen aufgezogen wurde. Ein Mann, nicht sonderlich groß, ausgestattet mit Wanderrucksack und einem Stock in der Hand, nickte ihr freundlich zu und ließ sie hinein.

»Bisschen spät zum Wandern, oder?«, bemerkte Mila. Sie spürte bereits die wohltuende Wärme des Gastraums.

»Das stimmt, ich habe mich verspätet. Das Essen war zu gut.

Aber ich kenne den Weg zurück, er führt direkt an der Straße entlang.«

»Na dann, guten Heimweg.«

»Danke, und Ihnen einen guten Appetit.«

Sie schaute dem Mann kurz hinterher, er hatte glatte schwarze Haare und eine markante Nase. Er zog sich im Laufen eine Wollmütze auf, schwang seinen Wanderstock und verschwand hinter der nächsten Hausecke in der Dunkelheit.

*

Sein Name war Bogdan Primos, er war vor fünfzehn Jahren in dieses Land gekommen, hatte sich in eine Frau verliebt und auch in die Berge, die geliebt waren, als die Frau wieder fort war. Wann immer er konnte, schnappte er sich seinen Rucksack und den Stock, nahm den Bus unten im Tal, der hinauf fuhr zu den Passstraßen, den Wanderwegen oder den kleinen Dörfern, die oben am Hang lagen und in denen er am Ende einer ausgedehnten Tour noch etwas zu essen bekam.

Die Dunkelheit machte ihm nichts aus, er würde ein Stück die Straße hinuntergehen und dann auf einen befestigten Waldweg abbiegen, der nach einer knappen Stunde das Tal erreichte. Von da waren es nur wenige Minuten bis zu seiner kleinen Dachgeschosswohnung.

Es war ein schöner Tag gewesen, hier oben in den Bergen, trotz des schlechten Wetters. Bogdan Primos begann zu pfeifen, eine Melodie aus seiner Heimat, als er eine kleine Brücke überquerte und kurz darauf um die Ecke eines Fachwerkhauses bog.

Die Melodie brach abrupt ab, als ihn ein Schlag von hinten am Kopf traf. Er wunderte sich noch, warum der Boden so nah war, dann schlug er bewusstlos auf dem Bürgersteig auf.

5

Die Bodendielen knarzten, als Mila den Gastraum des *Talblick* betrat. Hinter ihr fiel die schwere Eichentür ins Schloss und kurz überlegte sie, ob sie sich das Misstrauen der wenigen Menschen, die sich in dem Gastraum versammelt hatten, nur einbildete.

Niemand sprach ein Wort.

Wenn sie von ihrem plötzlichen Auftauchen überrascht waren, verbargen sie das geschickt, die einen hinter ihren breiten Bierkrügen, andere hinter einer Handvoll Karten.

»Guten Abend.«

Langsam ging sie auf die Gruppe der Kartenspielenden zu, die an einem Tisch in der Mitte des Raumes saßen. Einer von ihnen war derjenige, den sie draußen beim Rauchen gesehen hatte. Er lächelte sie an, immerhin. Seine Spielpartner hingegen schauten sie nur wortlos an, als warteten sie auf eine Erklärung für ihr plötzliches Erscheinen, für die Störung an diesem Abend.

Mila fühlte sich unwohl. Sie setzte sich an eine lang gezogene Bar aus dunklem Holz und legte ihre Tasche neben sich auf einen Hocker. In einer Nische seitlich von ihr saß ein älterer Mann, der jetzt seinen Krug hob und so gierig daraus trank, dass die gelbe Flüssigkeit über seinen weißen Bart und den fleckigen Pullover lief. Vor sich hatte er einen Teller, auf dem die Reste einer braunen Soße glänzten. Messer und Gabel waren bereits ordentlich abgelegt, daneben eine Papierserviette, auf die er etwas gezeichnet hatte, das Mila aber nicht

erkennen konnte. Als der Mann seinen Krug wieder absetzte und sich mit dem Handrücken den Mund abwischte, lächelte Mila ihn an.

»Können Sie das empfehlen?«

Sein Blick war dunkel, seine Hände lagen jetzt regungslos neben dem Teller.

Der Angesprochene antwortete nicht.

»Das Essen«, wiederholte sie und deutete auf den Teller. »Ist das gut? Ich sterbe vor Hunger.«

»Er wird Ihnen nicht antworten.«

Es war einer der Männer vom Kartentisch. Mila schätzte ihn auf Anfang dreißig, er hatte dünne blonde Haare und einen Oberlippenbart, der ihn weder älter wirken ließ noch attraktiver machte. Sein Blick gefiel ihr nicht.

»Warum nicht?«, fragte Mila. »Weil ich eine Fremde bin?«

»Das wäre auch ein guter Grund. Wobei wir bei so hübschen Fremden wie Ihnen auch mal eine Ausnahme machen.«

Der Mann feixte zu ihr herüber und protestierte ihr dann zu.

»Wenn Sie Hunger haben, müssen Sie auf Maria warten. Die kommt gleich. Und es gibt Schweinebraten mit Knödeln. Den besten in der ganzen Gegend, wenn Sie mich fragen. Oder sind Sie eine von diesen Vegetariern? Bei Ihrer Figur ernähren Sie sich bestimmt nur von Salat.«

Mila spürte förmlich seinen klebrigen Blick. Sie musterte ihn ebenfalls lange, so lange, bis er ihrem Blick schließlich auswich.

»Schweinebraten ist prima«, sagte sie schließlich.

Der Lockige, der draußen geraucht hatte, legte seine Karten ab und stand auf.

»Ich sag Maria Bescheid. Was trinken Sie?«

»Danke. Ich nehme auch ein Bier.«

»Sie werden es nicht bereuen, die Brauerei ist im Nachbar-

ort, die verstehen ihr Handwerk. Und übrigens: Er redet mit niemandem. Er kann es schlicht nicht.«

Er verschwand hinter dem Tresen in einer Tür. Mila sah hinüber zu dem Mann in der Nische, der jetzt aus dem Fenster in die Dunkelheit starrte. In der rechten Hand hielt er die Serviette mit der Zeichnung und schien zu überlegen, was er damit anstellen sollte. Schließlich steckte er die Skizze in seine Hosentasche.

Vielleicht hatte er sie vorhin beobachtet, draußen, in ihrem Wagen. Was hatte er wohl gedacht? Eine unbekannte Frau in einem Auto mit fremdem Kennzeichen.

Sie lächelte ihn erneut an, als er sich zu ihr umdrehte, aber wieder gab es keine Reaktion. Er schaute sich im Gastraum um, ohne Anzeichen von Hast oder Unruhe.

Er saß einfach da und schwieg.

»Guten Abend, Sie sind Frau Weiss?«

Eine Frau kam aus der Tür hinter dem Tresen, sie trug ein rotes Kopftuch und ein blaues Shirt, an dem sie sich gerade die Hände abgewischt hatte. Sie war etwa Mitte sechzig, nicht sonderlich groß, ihre Hände waren kräftig, ebenso die Arme. Die Frau schnappte sich ein Küchenhandtuch, dann ein Bierglas.

»Ein Helles?«

»Sehr gerne. Ja, ich bin Mila Weiss. Aber Mila reicht, wenn's in Ordnung ist.«

»Ist schon in Ordnung. Ich bin die Maria, wir haben telefoniert. Die Hütte ist fertig.«

Sie zapfte ein Bier und nickte in Richtung der Kartenspieler.

»Wer nimmt noch eins?«

»Alle.«

»Dachte ich mir. Mila, wenn du Hunger hast, ich hab noch eine Portion Schweinebraten übrig. Kommt mit Knödeln und Biersoße. Kraut ist leider aus.«

»Das passt, vielen Dank.«

Zwanzig Minuten später saß sie mit einem fast leeren Glas Bier und einem komplett leeren Teller vor sich an der Bar und spürte eine bleierne Müdigkeit. Es war ein langer Tag gewesen, die Fahrt in den Berge, die Serpentinaen hinauf, der Beinahesturz am Aussichtspunkt, dann im Dunkeln weiter ins Dorf.

Sie legte Geld auf den Tresen und griff nach dem Schlüssel der Hütte, den Maria ihr hingelegt hatte.

»Vielen Dank für das Essen.«

»Hat's geschmeckt?«

»Absolut. Aber jetzt wird es Zeit fürs Bett. Ich komme die Tage sicher noch mal vorbei. So viele Möglichkeiten, ein Bier zu trinken, gibt es in der Gegend ja nicht.«

»Willkommen hier oben jedenfalls«, sagte Maria, räumte den Teller und das Bierglas ab und warf einen Blick auf die Kartenspieler.

»Ihr macht dann auch bald Schluss, Männer. Ist gut für heute.«

Mila wartete, bis die Besitzerin des Gasthauses das Geschirr in die Küche gebracht hatte und zurückgekommen war, um den Tresen abzuwischen.

»Eine Frage hätte ich: Wer kommt denn sonst noch so hierher?«

Maria hob den Kopf und blickte sie argwöhnisch an.

»Wie meinst du das?«

»Na ja, so ein gutes Essen, das muss doch das ganze Dorf anziehen. Rentiert sich der Betrieb?«

Besänftigt von Milas Lob richtete die Frau sich auf und legte dabei eine Hand auf ihre Hüfte.

»Ja, ist schon einiges los hier, aber vor allem mittags. Die alten Leute gehen abends nicht mehr so gerne raus, schon gar nicht im Herbst, wenn's fast schon Schnee gibt. Da kommen nur die Jungs zum Kartenspielen, ab und zu einer auf ein Bier.

Aber wie gesagt, ich schließe meistens früh, ich will dann auch ins Bett. Männer, trinkt aus!«

Ein kurzer Protest war zu hören, dennoch begann die Runde, die Karten wegzuräumen.

»Und du?«, fragte Maria. »Was suchst du hier bei uns?«

Mila zuckte mit den Schultern.

Einen Mann, der zwei Mädchen entführt hatte. Ein Phantom, das jeden Winkel ihrer Seele einnahm. Sie trug sein Gesicht stets bei sich, jenen ausdruckslosen Blick, mit dem Toblach sich damals in Wien von ihr verabschiedet hatte. Es war das Letzte, was sie sah, bevor sie einschlief, und das Erste, wenn sie am nächsten Morgen aufwachte.

Und das musste ein Ende haben.

»Ich hatte eine stressige Zeit, ich will einfach in Ruhe in deiner Hütte sitzen, den Kamin anmachen und aus dem Fenster schauen.«

Maria betrachtete sie skeptisch.

»Eine stressige Zeit. Na dann. Aber Ruhe haben wir hier genug, obwohl ... aber komm erst mal an. Die Hütte ist nicht weit, einfach die Straße am Bach hoch, dann siehst du sie schon. Sie hat eine rote Tür.«

Mila hätte gerne noch weitere Fragen gestellt, aber sie spürte, dass sie mit ihren Nachforschungen bis zum nächsten Schweinebraten warten musste. Sie hoffte, dass Maria auch weniger reichhaltige Sachen anbot, sonst würde sie den Berg in einigen Wochen herunterrollen, bevor sie auch nur eine Spur von Toblach hatte.

»Dann schönen Abend noch. Ach so, ich soll dich von Lukas grüßen.«

»Wo hast du denn den getroffen?«

Mila zögerte kurz.

»Weiter unten am Berg. Er hat mir den Weg gezeigt. Schönen Abend noch.«

»Servus. Gute Träume.«

Mila zog ihre Jacke an, schnappte die Tasche und nickte dem alten Mann zu, der es ganz offensichtlich nicht eilig hatte und sich nicht darum scherte, ob das *Talblick* nun zumachte oder nicht. Wieder reagierte er nicht auf sie.

Sie trat vor die Tür und hielt kurz inne, um tief durchzuatmen. Am Fuß der Treppe stand der Kartenspieler mit den lockigen Haaren. Er zog an seiner Zigarette und sah hinauf in den Sternenhimmel.

»Kann ich eine haben?«

Mila stieg die wenigen Stufen zu ihm hinab und stellte sich neben ihn.

»Klar. Und Entschuldigung für die drei anderen. Das sind alles Idioten.«

»Schon okay. Die gibt es offenbar überall.« Mila blies ihren Rauch ins Universum.

»Wo arbeiten die Leute hier? Ich meine, so richtig viele Arbeitgeber gibt es ja hier oben nicht.«

»Einige sind oben im Sägewerk angestellt. Das ist tatsächlich die einzig größere Firma. Immerhin zahlen sie gut. Warum fragst du?«

Er betrachtete sie von der Seite und Mila spürte, dass sie vorsichtig sein musste. Sie wollte nicht gleich als allzu neugierig auffallen.

Er zog wieder an seiner Zigarette, während Mila die kleine Tätowierung an seinem Hals betrachtete. Zwei Tränen, eine davon etwas größer als die andere.

»Keine Ahnung, nur so. Einen schönen Sternenhimmel habt ihr.«

»Allerdings. In dieser Hinsicht können wir uns nicht beschweren. Also, was machst du hier bei uns? Ich meine, jemand wie du, die ...«

»Die was?«

Er schwieg kurz betreten.

»Na ja ... ach, egal ... also, was machst du hier oben?«

»Nichts Besonderes. Urlaub halt. Einfach mal zur Ruhe kommen. Was man so macht, wenn's zu viel wird.«

Er schwieg kurz, sah ihr dann direkt in die Augen.

»Ich bin übrigens der Toni«

»Freut mich, Toni. Danke für die Zigarette. Ich bin Mila. Und vor allem hundemüde. Ich mach mich auf.«

»Bei was wird's zu viel?«

»Wie bitte?«

»Du sagtest *Was man so macht, wenn's zu viel wird.*«

Mila starrte in die Dunkelheit, als könnte man dort eine Antwort finden.

»So einiges«, sagte sie schließlich. »Mach's gut Toni, hat mich gefreut.«

»Soll ich dich auf dem Weg begleiten?«

Sie lächelte angesichts des offensichtlichen Versuchs, nahm es ihm aber nicht übel. Toni war ein hübscher Kerl in einem einsamen Dorf.

»Ich komm zurecht. Wir sehen uns sicher mal wieder, hier trifft man sich vermutlich öfter bei Maria.«

»Was anderes gibt es nicht.«

»Doch, Sterne. Gute Nacht.«

Nach einer kurzen Fahrt durch enge Straßen, wobei Mila den Bach, der durch den Ort floss, gleich zweimal überquerte, parkte sie ihren Wagen vor einer Hütte, die leicht erhöht an einem Hang stand. Die Tür war von einem tiefen Rot und Mila ahnte sofort, dass sie sich hier wohlfühlen würde. Das Gurgeln des Baches drang an ihr Ohr, als sie aus dem Wagen stieg.

»Und jetzt ins Bett«, murmelte sie, hievte ihren Koffer und den Rucksack aus dem Kofferraum und nahm die Stufen der Holzterrasse hinauf zur Tür. Die Luft war feucht und kalt, sie spürte die Last dieses Tages.

Endlich war sie da, wo sie Antworten finden würde. Sie wollte daran glauben. Und sie wollte nicht darüber nachdenken, was es mit ihr machen würde, wenn auch diese Spur ins Nichts führte.

Als sie drinnen das Licht anknipste, musste sie unweigerlich lächeln.

Sie hatte fast damit gerechnet, dass es in dieser Hütte keinen Strom und kein fließendes Wasser gab, weil diese Kargheit zu dem Ort passen würde und zu den unwirtlichen Bergen um sie herum. Aber das Innere ihres neuen Heims sah noch gemütlicher aus als auf den Fotos, die sie im Internet gesehen hatte.

Um einen breiten steinernen Kamin herum standen ein Sofa und zwei Sessel, in einer Ecke befand sich ein schwerer Eichentisch mit Sitzbank unter einem hohen Fenster. Auf der anderen Seite führte eine Holzterasse nach oben. Das einzige Schlafzimmer und das Bad waren in der ersten Etage, eine Art Empore über dem Hauptraum. An den Wänden der Stube hingen Fotos aus dem Tal, schneeverwehte Hänge und ein Sonnenaufgang, der die Tannen und Fichten aufleuchten ließ. Im hinteren Teil des Raumes lag die Küche, in der Mila zu ihrer großen Freude eine Kaffeemaschine entdeckte.

Eine halbe Stunde später hatte sie ihre Sachen eingeräumt, im Bad einen Bademantel entdeckt und mehrere Minuten unter der heißen Dusche verbracht. Jetzt stand sie mit einer Tasse dampfenden Tees in der Hand vor einem der Fenster und sah in die Dunkelheit, auf das Dorf. Sie hatte das Licht ausgemacht, aus einer kleinen Musikbox erklang Luke Sital-Singhs *Last Day*. Sie überlegte, den Kamin anzumachen, war jedoch zu müde.

»Nicht alles am ersten Tag«, murmelte sie und lächelte, weil

sie an Jakob denken musste, der ihr genau diesen Ratschlag mit auf den Weg gegeben hatte.

»Du musst ihn nicht am ersten Tag finden«, hatte er ihr durch das geöffnete Wagenfenster gebeugt gesagt. »Soll ich nicht doch mitkommen?«

»Du fragst das jetzt zum dritten Mal. Meine Antwort bleibt die gleiche. Aber mach dir keine Sorgen, es wird alles gut gehen. Ich finde ihn.«

Sie hatte Jakobs Blick gesehen, im Rückspiegel, als sie vom Hof des Präsidiums gefahren war. Er war besorgt, und sie war ihm dankbar dafür.

Aber wie gesagt: Es würde alles gut gehen. Ganz sicher.

Sie zog die Vorhänge zu, stellte ihre Tasse in die Küche und legte sich oben in ihr weiches, warmes Bett. Sie ertastete das kalte Metall ihrer Waffe auf dem Nachttisch.

Kurz darauf war sie eingeschlafen.

6

Bogdan Primos erwachte mit dem Geschmack von Blut in seinem Mund. Um ihn herum war es dunkel, in der Ferne sah er verschwommene Lichtpunkte. Ein Geräusch drang an sein Ohr. Er brauchte einige Sekunden, um zu merken, dass es sein eigenes Stöhnen war. Die Zunge war rau, etwas war in seinem Mund, offenbar ein Stück Stoff. Er wollte sich den Stoffetzen aus dem Mund reißen, aber er konnte sich nicht bewegen. Auch als er versuchte, den Fremdkörper auszuspucken, gelang ihm das nicht.

Er würgte, wollte husten, sein Körper wurde durchgeschüttelt von der Panik zu ersticken. Hektisch sog er Luft durch die Nase, kalte, klare Luft, sie brannte in den Nasenflügeln und in seiner Lunge, aber sie half, dass er am Leben blieb.

Alles war verschwommen, die Haut auf seinem Gesicht spannte. Womöglich getrocknetes Blut

Wo war er? Und warum war ihm so schrecklich kalt?

Der Wind frischte auf, Primos zitterte jetzt stark, sein Atem ging schneller. Panisch sah er an sich hinab. Langsam wurde sein Blick klarer.

Er war vollkommen nackt.

Die warme Unterwäsche, seine Hose, die Jacke, alles war fort.

Nur seine Haut war ihm geblieben, sie spannte auch auf dem Brustkorb.

Als er seinen Kopf nach links drehte, vorsichtig, weil sein Nacken schmerzte, da sah er das Seil an seinem Handgelenk.

Es führte in die Dunkelheit, er konnte ein wenig daran ziehen, aber sofort spürte er den Widerstand. Genauso war es mit der anderen Hand.

Er war mit ausgestreckten Armen irgendwo festgebunden, an den Händen ...

... und an den Füßen.

Schulterbreit stand er auf einem moosigen Waldboden, er konnte die Füße ebenfalls nur ein paar Zentimeter nach links und rechts bewegen, bevor das Seil sich straffte.

Die Panik ließ ihn fast ohnmächtig werden, er zerrte an den Seilen, schrie gegen das Stück Stoff in seinem Mund und spürte, wie sein Herz vor Angst zu zerspringen schien. Die Fesseln um seine Hand- und Fußgelenke schienen sich immer fester zuzuziehen. Bogdan Primos bemerkte erst jetzt, dass er zu weinen begonnen hatte.

Die Lichter gehörten zum Dorf. Er erahnte den hoch aufragenden Kirchturm. Er wusste, wo er war, er kannte sich aus. Er stand am Waldrand, vor ihm erstreckte sich eine Weide hangabwärts Richtung Dorf. Die Rettung war gar nicht so weit entfernt. Jemand musste ihn sehen, irgendjemand, der aus dem Fenster sah, der sich wunderte, was dort zwischen den Bäumen hing.

»Niemand sieht dich.«

Eine Gestalt trat aus dem Dunkel der Tannen hervor. Sie näherte sich ihm, Bogdan Primos sah schwere Stiefel auf dem Boden, die Umrisse eines Mannes.

»Und niemand hört dich.«

Er zerrte an den Seilen, warf seinen Körper hin und her, aber es gab kein Entkommen. Die Gestalt wartete ab, geduldig, es gab keine Eile am Übergang zwischen Leben und Tod.

Denn so viel hatte Bogdan Primos jetzt verstanden: Es war der Tod, der vor ihm stand.

»Sie werden erwachen. Und sie werden verstehen: Alles ist im Einklang. Im absolut perfekten Einklang.«

Jedes Wort dieser Gestalt bohrte sich in seine Eingeweide, um zu bleiben, bis das Ende gekommen war.

Bogdan Primos hob das Gesicht zum Himmel, er brauchte einen Augenblick, aber dann fanden seine Augen, was er suchte: die Silhouette einer Bergkette, nur zu erahnen vor dem Nachthimmel. Und doch war es ihm genug. Die Bergwelt war zu seiner Heimat geworden, so oft hatte er sie durchwandert. Wenn er jetzt hier sterben sollte, dann geschah es zu Hause.

Er atmete ruhiger, sah dem Mann jetzt in die Augen. Dieser murmelte etwas, was er nicht verstand.

Und dann begann der Schmerz, ohne Vorwarnung. Ein einziges schrilles Kreischen. Sein Körper wurde hochgehoben, auseinandergezogen, Bogdan Primos spürte das Reißen einer Sehne, seine rechte Schulter, die ausgekugelt wurde, alles innerhalb weniger Sekunden. Er schrie so laut und so lange, bis alles dunkel wurde um ihn herum.

7

Am nächsten Morgen erwachte Mila mit starken Kopfschmerzen. Ihre Tasche lag neben dem Bett, sie holte eine Tablette heraus und spülte sie mit einem kräftigen Schluck Wasser hinunter. Das Oberteil ihres Schlafanzugs war schweißgetränkt, ebenso wie ihr Kissen. Die Bettdecke war zu einem skurrilen Gebilde verknotet, das Laken hing halb aus dem Bett, die Wasserflasche war auf den Boden gefallen und lag dort in einer Pfütze.

Irritiert blickte sie sich um, ihr Kopf hämmerte und jetzt auch das Herz. Was war hier geschehen? Ihr Bett sah aus wie ein Schlachtfeld, so als hätte sie die ganze Nacht um sich geschlagen. Nur ihre Waffe lag noch an der gleichen Stelle auf dem Nachttisch. Nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn sie in ihren offenbar wirren Träumen danach gegriffen hätte.

Stöhnend setzte Mila sich im Bett auf. Langsam stiegen Bruchstücke eines Traumes empor, den sie nur zu gut kannte.

Mathilda. Romy. Und Toblach, immer wieder Toblach.

»Genug Stoff für Albträume«, sagte sie halblaut, auch um die bösen Geister der Nacht mit ihrer Stimme zu vertreiben. Nach ein paar Dehnübungen zog sie das Bettzeug ab, in der Hoffnung, dass nach jeder schlechten Nacht eine gute kam.

Unten öffnete Mila die Fensterläden, gleißendes Licht erfüllte den Raum. Es war halb acht, sie hatte lange geschlafen und fühlte sich trotz der Kopfschmerzen bereit für die Jagd auf den Mann aus ihren Träumen.

»Mach dich bereit, Toblach«, sagte sie beim Anblick der Berge und Wälder, die das Dorf umgaben. »Ich bin da. Und ich gehe erst wieder fort, wenn ich dich gefunden habe.«

Eine halbe Stunde und eine ausgiebige heiße Dusche später stand Mila, im dicken Pullover, mit warmen Stiefel an den Füßen und einer Wollmütze auf dem Kopf, vor der Hütte und streckte ihr Gesicht in die Sonne. Vor ihr floss der Gebirgsbach unter einer kleinen Brücke hindurch, aus den Schornsteinen der Häuser im Dorf stiegen einzelne Rauchsäulen auf. Nur das Glucksen des Wassers war zu hören.

»Ach herrje, Jakob!«

Sie hatten gestern Abend völlig vergessen, ihm Bescheid zu geben, dass sie gut angekommen war. Sie war einfach zu erschöpft gewesen. Rasch ging sie hinein, holte ihr Handy und wählte seine Nummer. Im Hinausgehen nahm sie einen Schluck Kaffee und stellte sich vor der Tür wieder in die Sonne.

Als nach ein paar Freizeichen seine Mailbox ansprang, räusperte sie sich, ihre Stimme war noch brüchig und rau.

»Hey, ich bin's. Ich wollte nur sagen, ich bin gut angekommen. Das war ja deine größte Sorge, dass ich mich verfare und aus Versehen in Italien lande. Was übrigens gar nicht so schlecht gewesen wäre, hier ist es nämlich ganz schön kalt. Schon fast Winter. Na ja, jedenfalls ... ich bin jetzt hier. Ist ganz schön, eigentlich. Ein wenig einsam, nicht viel los, so ein richtiges abgeschiedenes Bergdorf. Ich hab schlecht geschlafen, wieder so ein Traum, aber das wird schon. Also ... ich melde mich dann die Tage wieder, okay? Ich hoffe, es geht euch gut. Grüß mir die anderen.«

Mila wollte gerade wieder hineingehen und sich für den ersten Tag bereit machen, als plötzlich ein Geräusch oberhalb des Dorfes zu hören war. Dumpf und dröhnend schnitt es durch die kalte Luft.

Überrascht legte sie den Kopf in den Nacken, suchte die Quelle des Lärms, der jetzt monoton über den Dächern lag. Kurz darauf erklang ein schrilles Kreischen.

»Was um Himmels willen ...«

Und da fiel es ihr wieder ein.

Mila dachte an die Plakate am Straßenrand, an die drastischen Worte darauf. Die Warnungen, dass dies ein toter Wald war, dass gemordet wurde, hoch oben über dem Dorf. Auf einem der Plakate hatte gestanden: *Wenn das Kreischen kommt.*

Der Lärm kam aus dem Wald. Das Sägewerk oben am Hang hatte die Arbeit aufgenommen. Es war der Herzschlag dieser Region.

Angespannt flüchtete Mila in die Hütte. Sobald sie die Tür geschlossen hatte, war das Geräusch kaum mehr zu hören. Erleichtert atmete sie auf.

»Na prima«, murmelte sie. Dass sie hier oben die Ruhe der Berge suchte, würde ihr niemand im Dorf wirklich abnehmen.

Zehn Minuten später hatte Mila die Hütte einigermaßen aufgeräumt und war bereit, sich ein bisschen im Dorf umzusehen. Als sie vor die Tür trat, war das Gekreische der Sägen unvermindert, aber sie hoffte, dass sie sich daran gewöhnen würde.

»Hey, wer bist denn du?«

Zu ihrer Überraschung saß ein Hund am Fuß der kleinen Holzterrasse und blickte zu ihr hoch. Sein struppiges Fell war braun gescheckt. Es war ein mittelgroßer Rüde mit dunklen Augen, das linke Ohr war leicht geknickt. Offensichtlich kein Tier, das die letzten Jahre gemütlich auf dem Fell vor einem Kamin verbracht hatte. Jedes Mal, wenn das Kreischen der Sägen aus dem Wald einsetzte, zuckte der Hund zusammen.

»Zu wem gehörst du denn?«

Sie sah sich um, schloss die Tür ab, zog ihren Wanderrucksack über die Schulter und stieg die Stufen hinab. Sie wollte

zuerst einkaufen. Sicher würde es im Dorf ein Lebensmittelgeschäft geben. Das hoffte sie zumindest. Danach würde sie die Sachen einräumen und eine erste Wanderung unternehmen.

Die erste von sehr vielen, davon ging sie aus. Doch sie war bereit für jeden einzelnen Schritt.

Der Hund hechelte jetzt und legte den Kopf etwas zur Seite. Mila mochte seinen Blick, sie bückte sich und kraulte ihn am Kopf.

»Na, das gefällt dir offenbar. Hast du Durst? Schau mal, da ist etwas.«

Einige Meter entfernt ragte ein Wasserhahn aus der Wand. Mila nahm einen leeren alten Blumentopf, legte einen flachen Stein über die Öffnung im Boden und füllte Wasser hinein.

Der Hund beugte sich gierig schlabbernd über den provisorischen Napf. Anschließend ging er einige Meter weiter, hob seinen rechten hinteren Lauf und sah Mila an.

»Ich versteh schon, das ist jetzt dein Revier. Aber ich muss dich enttäuschen: Ich lass mich nicht vertreiben. Und außerdem muss ich jetzt wirklich los. Mal schauen, ob ich einen Laden finde. Sicher irgendwo bei der Kirche, die sollte ja nicht zu übersehen sein.«

Aber der Hund dachte gar nicht daran, Mila gehen zu lassen. Schwanzwedelnd schloss er sich ihr an.

»Du scheinst mir eine treue Seele zu sein. Oder dir ist einfach nur langweilig, was ich gut verstehen kann. Ablenkungen sind hier offenbar rar gesät.«

Mila schlenderte durch die Gassen des Dorfes. Der Boden, die Mauern, der Himmel, alles schien feucht und grau zu sein. Aus einem Mehrfamilienhaus drang Radiomusik. Immerhin, es schien Leben zu existieren auf diesem Planeten.

Eine ältere Frau stand in einer Tür, dort, wo die Gasse etwas breiter wurde. Sie trug eine Kittelschürze, ihre grauen Haare

waren kurz und der Blick, mit dem sie die fremde Spaziergängerin samt Hund bedachte, voller Misstrauen.

»Guten Morgen, geht es hier in Richtung der Kirche?«

Mila war stehen geblieben und lächelte die Frau an.

Die sah kurz zum Hund, schwieg aber weiterhin beharrlich.

»Der stand heute vor meiner Hütte. Wissen Sie vielleicht, zu wem er gehört?«

Ein kurzes Kopfschütteln.

»Der gehört net hierher.«

»Ach so? Na ja, dann schau ich mal, was ich mit ihm mache. Er scheint mir sehr zutraulich.«

»Des sind's alle, die Viecher. Wird so 'm Arbeiter gehören, von der Firma.«

Die Stimme der Frau war rau und brüchig, sie sprach mit dem unverkennbaren Dialekt der Berge, was es Mila nicht ganz leicht machte, sie zu verstehen.

»Die Firma?«

»Die den Krach macht, da oben. Sägen tun's, den ganzen Tag. Selbst heut'.«

Wie auf Kommando erhob sich ein Kreischen über dem Dorf.

»Ganz schön laut.«

»Man g'wöhnt sich. Als gradaus.«

»Wie bitte?«

»Die Kirch. Aber der Gottesdienst is grad vorbei.«

»Ach herrje, ich hatte ganz vergessen, dass heute Sonntag ist. Eigentlich wollte ich ein paar Lebensmittel einkaufen, aber daraus wird wohl nichts.«

»Sicher net.«

Sie fluchte innerlich. Außer Kaffee hatte sie nichts mitgebracht.

Die Frau wischte sich ihre Hände an der Schürze ab, offenbar hatte sie gerade etwas gebacken, auf dem Stoff blieben

weiße Mehlspuren zurück. Mila überlegte, ob sie ihr vielleicht ein Brot abkaufen könnte, aber da der Kühlschrank leer war, brachte das nicht viel. Sie würde wieder im Gasthaus essen müssen.

»Der Wilhelm führt den Laden, seit seine Frau tot ist. Er geht immer zum Gottesdienst seitdem. Als würd die Frau dadurch z'rückkommen ... Aber schau'n S' auf dem Platz nach, die Leit bleib'n stehn nach der Kirch. Fragen S' ihn, er macht den Laden sicher für Sie auf.«

»Danke, das werde ich tun. Woran erkenne ich diesen Wilhelm denn?«

»Der is net zu übersehen. Groß. Und trägt immer Schwarz.«

Mit diesen Wort trat die Frau einen Schritt zurück und schloss die Tür, ohne sich zu verabschieden. Mila sah zu dem Hund, der neben ihr saß, und zuckte mit den Schultern.

»Na komm, dann probieren wir unser Glück mal.«

Wenige Minuten später trat sie auf den Kirchplatz, der am oberen Ende des Dorfes lag. Der Platz stieg leicht an. Das Kopfsteinpflaster war uneben und der Wind wehte die letzten gefallenen Blätter des Jahres bis zum Portal der Kirche. Dort stand der Dorfpfarrer in einem schlichten schwarzen Talar zusammen mit einigen Kirchgängern. Mila erkannte Maria, die Besitzerin des Gasthauses, und winkte ihr kurz zu, bevor sich die Gruppe langsam auflöste. Nur ein großer, schwarz gekleideter Mann war noch ins Gespräch mit dem Pfarrer vertieft. Es dauerte einen Moment, bis er sich verabschiedete und über den Platz in ihre Richtung lief. Sein Blick war ernst und sein Oberkörper nach vorn gebeugt, als würde ihn etwas beschweren.

»Das da muss er sein, unser Wilhelm. Dann hoffen wir mal, dass die alte Frau recht behält und er ein Nachsehen mit uns hat«, murmelte Mila und kraulte den Hund, der geduldig ne-

ben ihr saß. Sie hatte den kleinen Laden am Rand des Platzes bereits entdeckt. Über einem Schaufenster mit ausgestellten Konserven und Marmeladen stand in verblichenen Buchstaben ein Name.

A. Kummer.

»Na, das macht doch direkt gute Laune.«

Freundlich lächelnd ging sie auf den älteren Mann zu.

»Grüß Gott. Entschuldigen Sie, aber gehört Ihnen der kleine Laden dort an der Ecke?«

»Grüß Gott. Nein.«

»Nein?« Irritiert sah Mila ihn an. Sie war sich sicher gewesen, dass ...

»Er gehört meiner Frau. Noch immer, so steht es in den Papieren. Und da oben, der Schriftzug über dem Geschäft ... Anna, das war ihr Name. Allerdings ist sie vor einem halben Jahr gestorben, seitdem ... nun ja, stehe ich jetzt hinter dem Tresen, obwohl ich zeit meines Lebens Lehrer gewesen bin. Entschuldigung, jetzt habe ich Sie verwirrt, sehen Sie es mir nach.«

Er betrachtete den Hund.

»Ist das Ihrer? Der müsste aber draußen bleiben. Also ich meine, falls Sie – wovon ich ausgehe – etwas aus dem Laden brauchen. Meine Frau wollte nie Hunde im Laden haben, sie war kein Hundefreund. Ein Menschenfreund, ja, das war sie wohl ... aber am Ende auch nicht mehr, es ist dann doch schnell gegangen. Na ja ...«

»Tut mir sehr leid, das mit Ihrer Frau. Der Hund ist mir heute Morgen zugelaufen, seitdem weicht er mir nicht mehr von der Seite. Aber Sie haben recht, ich wollte Sie fragen, ob Sie ausnahmsweise den Laden für mich öffnen könnten. Ich würde mich auch beeilen. Ich bin gestern angekommen und habe völlig vergessen ...«

»Keine Ursache, ich habe den Schlüssel ja dabei, wie meine

Frau auch. Sie hat immer gesagt, dass der ein oder andere nach der Kirche Hunger verspüren könnte und weil die Leute gute Kunden seien, könne man sie auch am Tag des Herrn bedienen. Kommen Sie mit, ich schließe rasch auf. Aber der Hund muss draußen bleiben, wie gesagt.«

Kurz darauf fand sich Mila im Halbdunkel des Lebensmittelladens wieder. Rasch durchschritt sie die zwei einzigen Gänge und suchte aus, was sie für diesen Tag brauchte. Morgen würde sie in die Stadt fahren und einen Großeinkauf für die Woche machen.

Sie hatte beschlossen, vorerst von Woche zu Woche zu leben. Dann würde sie weitersehen. Die Hütte war frei, sie konnte so lange bleiben, wie sie wollte.

»Haben Sie alles?«, fragte Wilhelm, nachdem sie ihre Einkäufe an der Kasse abgelegt hatte. »Sonst klingeln Sie gerne bei mir, ich wohne direkt über dem Geschäft.«

»Ich nehme noch die hier mit«, sagte Mila und griff nach einer Packung Zigaretten. »Und haben Sie vielleicht Hundefutter? Für den Fall, dass der Hund mir tatsächlich nicht mehr von der Seite weicht.«

»Sicher, hinten rechts.«

Schließlich zahlte sie und sah hinaus auf den Platz, während Wilhelm das Wechselgeld abzählte. Der Pfarrer stand noch immer vor der Kirche, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Er musste in ihrem Alter sein, wirkte an sich aber sympathisch.

»Macht er seine Sache gut?«

»Wie bitte?«

»Der Pfarrer. Macht er einen guten Gottesdienst?«

»Also, einige von uns finden ihn sehr erfrischend. Wir haben großes Glück, dass die Kirche diese Stelle neu besetzt hat. Der alte Pfarrer ist vor einem Jahr gestorben, Gott hab ihn selig. Der neue ist nicht von hier, aber wir sind froh, dass wir

ihn haben. Er betreut auch noch andere Gemeinden, deshalb ist er nicht jeden Sonntag bei uns im Dorf.«

Mila packte ihre Einkäufe in den Rucksack.

»Und Sie?«

»Was meinen Sie?«

»Sie sagten, einige aus der Gemeinde fänden ihn erfrischend. Wie finden Sie ihn?«

»Ach so. Nun ... meine Frau mochte ihn. Sie hat ihn aber nicht mehr sehr lange erlebt. Er hat die Trauerrede gehalten, war etwas kurz.«

Mila wartete, aber offenbar gab es außer der Meinung seiner verstorbenen Frau keine, die wirklich zählte.

»Das war sehr nett, dass Sie den Laden für mich geöffnet haben. Ich komme bestimmt auch unter Woche bei Ihnen vorbei.«

»Keine Ursache, es hat mich gefreut.«

»Einen schönen Sonntag noch.«

»Ihnen auch.«

»Mein Name ist übrigens Weiss. Mila Weiss. Aber Mila reicht. Auf Wiedersehen.«

In dem Augenblick, als sie die Tür öffnete, erklang von der anderen Seite des Platzes her der schrille, markerschütternde Schrei einer Frau. Der Hund begann zu bellen.

Mila stürzte zusammen mit Wilhelm aus dem Laden, auch in den umliegenden Häusern wurden die Türen aufgerissen, Menschen liefen aufgeregt auf den Platz. Die Frau schrie unablässig, als sei ihr der Teufel persönlich erschienen.

Der Pfarrer hatte sie bereits erreicht, hielt sie fest, nachdem sie auf dem Boden zusammengesackt war.

Auch Mila war wenige Sekunden später an ihrer Seite. Atemlos sagte sie: »Es ist okay, wir sind bei Ihnen. Beruhigen Sie sich und sagen Sie uns, was los ist.«

Weitere Dorfbewohner waren herbeigeeilt, fragend starrten

sie die Frau an, die schließlich unter Mühen den rechten Arm hob und an der Kirche vorbei nach oben deutete.

Neben der Kirche befand sich ein kleiner Friedhof, dahinter schloss sich eine Weide an bis hoch zum Waldrand, der keine zweihundert Meter vom Dorf entfernt war. Ein schmaler Pfad führte durch das Gras nach oben.

»Um Gottes willen«, hörte Mila jemanden sagen. Unruhe kam auf, ein älterer Mann fluchte, konnte sein Entsetzen kaum verbergen.

»Da hängt einer«, rief jemand. »Der ist nackt.«

Mila spürte, wie sich ihr Puls beschleunigte, wie alles in ihr gefror. Rasch setzte sie ihren Rucksack ab, öffnete ihn und kramte zwischen ihren Einkäufen nach dem Fernglas, das sie hier draußen immer bei sich hatte.

Um Toblach zu finden.

Nur dass das, was sie jetzt vor Augen hatte, nicht Johannes Toblach war, sondern ein regloser, nackter Mann mit weit abgespreizten Gliedmaßen. Er hing zwischen zwei Baumstämmen, etwa zwei Meter über dem Waldboden. Sie meinte eine feine Blutspur zu erkennen, die von seiner Stirn über das Gesicht führte.

»Darf ich auch mal gucken?«, fragte ein Junge, aber Mila schüttelte den Kopf.

»Geh nach Hause«, flüsterte sie und sah zum Pfarrer, der neben der zusammengesunkenen Frau kniete.

»Jemand muss die Polizei rufen«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Und vor allem darf niemand dort hinauf.«

Mila war erstaunt, wie besonnen er reagierte. Unmittelbar darauf hörte sie jemanden aus der Menge mit der Notrufzentrale telefonieren. Das war ihr nur recht. Sie wollte nicht hier sein, wollte der Polizei nicht begegnen, die gleich unterwegs ins Dorf sein würde.

Das war nicht ihr Plan gewesen.

Aber so wie es aussah, fragte das Leben nicht nach ihren Plänen.

Und der Tod ohnehin nicht. Das Einzige, was er fragte, war, ob sie den Mann, der dort oben zwischen den Bäumen hing, nicht schon mal gesehen hatte.